

Schönrednerei und Surprise-Royal

Politisches Gruppenbild mit linker Dame

Medard Ritzenhofen*



Unter Chirac und de Villepin geht es Frankreich nicht schlecht. Aber es könnte besser laufen – in der Wirtschaft, beim Export und beim Abbau der Arbeitslosigkeit. Auch der Einzug ins WM-Finale entfachte diesmal keine nationale Begeisterung wie 1998. Ein Lichtblick ist die mögliche sozialistische Präsidentschaftskandidatin.

Es war ein schöner Sommer ... damals, vor 70 Jahren. Frankreich fuhr in die Ferien. Zum ersten Mal in großem Stil und in großer Masse. Am 20. Juni 1936 war ein Gesetz in Kraft getreten, das allen Beschäftigten einen zwölf-tägigen bezahlten Urlaub gewährte. Die Arbeitswelt legte eine Pause ein, das „peuple en vacances“ machte mobil. Der Aufbruch war ohne Beispiel. Soziale Solidarität und kollektive Hoffnungen sprechen aus den zeitgenössischen Fotos, auf denen in Schwarz-Weiß-Kolorit braungebrannte Werktätige lässig unter azurblauem Himmel posieren. Mit den „congé payé“ machte der erst einen Monat zuvor gewählte Front populaire seinem Namen ebenso alle Ehre wie mit der von ihm noch im selben Jahr eingeführten 40-Stunden-Woche. Stolz konnte der Chef der linken Volksfront-Regierung Léon Blum nach dem Erlass der beiden emblematischen Gesetze verkünden: „La France a désormais une autre mine et un autre air. Le sang court plus vite dans un corps rajeuni ... Tout fait sentir qu'en France la condition humaine s'est relevée.“

Von einer solchen Bestandsaufnahme kann der derzeitige Premierminister nur träumen. Der sozialistischen Opposition geht es kaum besser. Ihr lang erwartetes Programm lädt nicht zum Träumen ein. Dessen Titel „Réussir ensemble le changement“ klingt wie Hohn auf den Dauerclinch,

den die Parteibarone untereinander pflegen. Geschlossenheit übt auch die Regierungsmehrheit nicht mehr. Musste Dominique de Villepin seine beschäftigungspolitische Initiative des Ersteinstellungsvertrages CPE angesichts massiver Schüler- und Studentenproteste zurückziehen, so verweigerten ihm vor den Ferien die Parteifreunde die Gefolgschaft. Vor dem Druck der Straße zurückzuweichen sah sich in Frankreich schon mancher Regierungschef gezwungen. Dass einem Premierminister selbiges mit der eigenen Parlamentsmehrheit widerfährt, war in der Fünften Republik bislang nicht Usus. Dabei ist die von der Regierung geplante Fusion der französischen Energiekonzerne Suez und Gaz de France (GdF) nicht dazu angetan, den Unmut konservativer Abgeordneter auf sich zu ziehen. Sollte doch mit diesem nationalen Zusammenschluss eine Übernahme von Suez durch den italienischen Konkurrenten Enel abgewehrt werden. Dem „patriotisme économique“, den sich Villepin auf die Fahne geschrieben hat, wäre in Zeiten wilder Globalisierung zum protektionistischen Recht verholfen worden. Einziger Nachteil: Für die Fusion müsste der Staatsanteil bei GdF von 80 auf rund 34 Prozent verringert werden. Die Teilprivatisierung würde die Gewerkschaften auf den Plan rufen und die Leute auf die Straße treiben.

* Medard Ritzenhofen lebt als freier Journalist in Straßburg.

Nach der Niederlage beim CPE, der obskuren Clearstream-Affäre und dem dürrtigen öffentlichen Image eines nach wie vor von seiner Mission überzeugten Premierministers fürchtet die Mehrheit der Volksvertreter nicht ohne Grund den Zorn der Bürger. Angesichts der im nächsten Jahr auf die Präsidentschaftsfolgenden Parlamentswahlen wollen die UMP-Abgeordneten die eigene Haut, sprich, ihren Wahlkreis retten. Dafür gehen sie sogar dem eigenen Premierminister ans Leder. Als „godillots“, als willfähige Vasallen in zu großen Galoschen, hatte dieser einst die Abgeordneten verhöhnt. Acht Monate, bevor an den Urnen die Stunde der Wahrheit schlägt, würden die „godillots“ den herrischen Aristokraten lieber heute als morgen mit einem Tritt aus dem Matignon befördern.

Dass nicht alles rund läuft zwischen Regierung und parlamentarischer Mehrheit konnte auch dem Mann nicht verborgen bleiben, der dem politischen Alltag weiter denn je entrückt zu sein scheint. Warum sonst sah sich Jacques Chirac weniger als drei Wochen vor der rituellen Ansprache am 14. Juli genötigt, seine Mitbürger über den aktuellen Stand der politischen Dinge aufzuklären. Die Botschaft seiner Fernsehansprache am 26. Juni war die gleiche wie bei seiner Tour d'horizon am Nationalfeiertag und lässt sich auf drei Worte verkürzen: Tout va bien! Selbst eine erneute Kandidatur 2007 wollte Chirac nicht ausschließen, obwohl niemand mehr ernsthaft damit rechnet. Probleme kann der Präsident nicht erkennen, stattdessen hob er die Erfolge bei der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, in der Wirtschaft, der inneren Sicherheit und nicht zuletzt bei „der Vorbereitung der Zukunft“ hervor. Wo selbst der konservative *Figaro* von einer „Vertrauenskrise“ spricht, sieht der Staatschef eine Regierung am Werk, „die ihren Vertrag auf perfekte Weise“ erfülle.

Und liegt Chirac, den eine schlechte Presse noch nie aus der Ruhe hat bringen können, wirklich so falsch? Sprechen die Statistiken nicht für ihn? Die Arbeitslosigkeit ist auf den niedrigsten Stand seit vier Jahren gefallen, sie lag Ende Juni bei 9 Prozent. Zum Vergleich: Auch in Deutschland ist die Zahl der Erwerbslosen rückläufig,

Während sie dort aber bei 10,5 Prozent liegt, spricht Arbeitsminister Jean-Louis Borloo von einem schon „sehr baldigen“ Absenken auf 7 Prozent. Frankreichs wirtschaftliches Wachstum wird für das laufende Jahr auf 2 Prozent beziffert (Deutschland: 1,8 Prozent) und ist, laut dem Konjunkturbarometer von INSEE, dabei, „aus der Talsohle zu steigen“, die es mit 1,2 Prozent im Jahr 2005 erreicht hatte. Und Innenminister Nicolas Sarkozy verkündete Anfang Juni stolz, dass die von der Polizei registrierten Verbrechen und Delikte seit Beginn seiner Amtszeit im Mai 2002 um 8,8 Prozent zurückgegangen seien.

Diese Zahlen beweisen: Der Untergang Frankreichs steht nicht bevor. Die viel zitierten „Déclin“-Propheten liegen mit ihrer dekadenten Lust an nationaler Schwarzmalerei quer zu den Statistiken, die Frankreich eine solide Form bescheinigen. Deshalb aber ist noch lange nicht alles im grünen Bereich und erst recht nicht brillant. „La France peut mieux faire“, titelte der *Figaro* völlig zu Recht am 22. Juni im Hinblick auf ein

„Probleme kann der Präsident nicht erkennen.“

Wachstum von bescheidenen 2 Prozent. Vor allem die chronisch negative Außenhandelsbilanz gibt alles andere als Grund zur Zufriedenheit. In dieser Hinsicht könnten Frankreich und Deutschland kaum weiter auseinander liegen: Während der Commerce extérieur in den letzten zwölf Monaten ein Defizit von 25,6 Milliarden Euro aufweist, erzielte der deutsche Exportmeister im letzten Jahr einen Überschuss von 160,5 Milliarden Euro.

Auch wenn die Arbeitslosigkeit in Frankreich rückläufig ist, so ist die stark bereinigte Zahl von neun Prozent – darunter fallen weder Umschuler noch Sozialhilfeempfänger – kein Ruhmesblatt. Dies vor allem deshalb nicht, weil Frankreich seine mit 22 Prozent im europäischen Vergleich besonders hohe Jugendarbeitslosigkeit nicht in den Griff bekommt. Der von de Villepin im Sommer 2005 durchgeboxte neue Einstellungsvertrag „Contrat nouvelle embauche“ (CNE) für Kleinunternehmen mit gelockertem Kündigungsschutz zeitigt nur bescheidene Erfolge. Und dass die Polizei weniger Delikte aufgenommen hat, sagt noch nicht viel über den tatsächlichen Rückgang der Kriminalität. So musste der Innenminister ein-

räumen, dass die Zahl der Gewaltakte gegenüber Personen seit Jahren steigt. Mit der Streichung von 15 000 Stellen im öffentlichen Dienst, die der Premierminister angekündigt hat, rückt die Politik dem aufgeblähten Staatsapparat zu Leibe. Ob es aber der „Vorbereitung der Zukunft“ dienlich ist, dass von dieser Verschlankung mehrheitlich das Erziehungssystem betroffen ist, erscheint dann doch fraglich.

Ein ähnliches Bild bietet sich in der Außenpolitik. Mit großem Gestus engagiert sich Frankreich für eine Befriedung des Libanon, dem man sich historisch und emotional eng verbunden weiß. Ob der Blitzbesuch des Premierministers in Beirut und der Friedensplan von Chirac aber das erhoffte Echo finden, muss sich noch zeigen. Sein ausgeprägter Hang zur diplomatischen Profilierung und nicht zuletzt das absehbare Ende der Ära Chirac machen Paris derzeit nicht gerade zum überzeugendsten Mittler an internationalen Brandherden.

„Black-Blanc-Beur“: Verlorene Illusionen

Wer vorzugsweise Exzellenz zum Maßstab seines eigenen Tuns nimmt, kann mit durchschnittlichen Vorstellungen wenig anfangen. Frankreichs durchwachsene Bilanzen lassen selbst an honorablen Einzelleistungen keine rechte Freude aufkommen. Anschauung dazu lieferte in gewisser Weise auch „la planète foot“, um den sich für einen Monat lang nicht nur in Deutschland als perfektem Gastgeber der Fußballweltmeisterschaft alles drehte. Nach einer holprigen Vorrunde gelang es den „Bleus“ einmal mehr, auf dem grünen Rasen gegen den allgemeinen Blues im Land anzustürmen. Dennoch blieb die Stimmung weit hinter der Euphorie von 1998 zurück, als „les Tricolores“ im eigenen Land Weltmeister wurden. Das lag nicht nur daran, dass sich Frankreich im Finale am 9. Juli in Berlin Italien geschlagen geben musste.

Vor acht Jahren lieferte der sich auf die ethnische Vielfalt der Equipe beziehende Slogan „Black-Blanc-Beur“ geradezu eine Steilvorlage für multikulturelle Solidarität und Stärke. Die

Nation entdeckte ihre Klasse in den verschiedenen Hautfarben ihrer Ballkünstler. Doch Frankreich gelang es nicht, die Flanke aus dem Sport zu verwerten. Der „Schwarz-Weiß-Arabisch“-Höhenflug landete 2002 unsanft auf dem Boden der Wahlurnen, als Jean-Marie Le Pen als Finalist um das Präsidentenamt ausgezählt wurde. Das endgültige Aus bereiteten dem optimistischen „Black-Blanc-Beur“-Mythos im Spätherbst letzten Jahres die dreiwöchigen Gewaltorgien der Banlieue-Jugend mit Migrationshintergrund. Der Traum von der einen farbigen Republik, in der alle Bürger nicht nur dieselben Rechte, sondern auch annähernd gleiche Chancen haben, war ausgeträumt.

Doch da standen Frankreichs hochbezahlte Starkicker als ethnische Modelltruppe für gelungene Integration bereits lange im Abseits. Allein dem Superstar der aktuellen Equipe und Liebling der Nation, dessen algerische Abstammung und ärmliche Kindheit in Marseille ein um das andere Mal von den Medien hervorgehoben wurde, war es zu verdanken, dass sich Frankreich immerhin an seine verlorenen Illusionen erinnerte. „Le fabuleux destin de Zinédine Zidane“, so die Titelseite der Boulevardzeitung *Aujourd'hui* am 7. Juli, ließ noch einmal das Exemplarische im Außergewöhnlichen aufblitzen. Doch ausgerechnet der Vorzeigespieler, das Vorbild der jungen Generation, gab mit seinem groben Foul gegen Marco Materazzi ein denkbar unsportliches Beispiel.

Die Nation ließ sich den Muskettier-Esprit („Un pour tous, tous pour un!“) dennoch nicht ausreden und war keineswegs gewillt, ihren Helden, der auf so elegante Weise mit dem Ball für Frankreichs Ruhm zaubern konnte, unehrenhaft von der Bühne sportlicher Dramen zu entlassen. Die große Mehrheit der Franzosen sah ihrem geliebten „Zizou“ dessen spektakuläre Unsportlichkeit nach. Was zählt schon ein grimmiger Faux-pas nach so vielen göttlichen Flanken? Dass „grandeur“ und „petites misères“ nah beieinander liegen, weiß niemand besser als Jacques Chirac, der Zidane von höchster Stelle Absolution erteilte und damit – ausnahms- aber auch bezeichnenderweise – mit Volkes Stimme sprach: „Cher Zinédine Zidane, vous êtes un virtuose, un génie du football mondial. Vous êtes aussi un homme de cœur, d'engagement, de conviction. C'est pour cela que

la France vous admire et vous aime.“ Mit diesen Worten empfing der Staatspräsident den gestrauchelten Star in seinem Amtssitz. Im Schönreden ist Chirac nicht zu schlagen.

Die Königin der Umfragen

Mit dem runden Leder am Titel vorbeischrämmt, bei der Tour de France wieder kein Franzose auf dem Podium, das schwache Endspiel im Elysée, ein Premierminister, der mit seinen Sololäufen die eigene Tribüne vergrault, eine Opposition, die keine Kraft zum überzeugenden Konter hat, der Trainer der Nation, der selbst am Nationalfeiertag keine Titelseiten mehr füllt, weil seine politischen Ausführungen so belanglos wirken, obwohl es sich nach elf Jahren doch um Chiracs letzte 14-Juillet-Übung handelte

Mit dem missliebigen Gefühl nicht nur des verpassten Rendezvous mit dem Ruhm, sondern auch dem Eingeständnis, dass alles wie gehabt und das heißt „très moyennement“ läuft, hätte sich Frankreich eigentlich in die Ferien verabschieden können. Wäre da nicht eine Figur in der Politik aufgetaucht, die nicht nur äußerlich, sondern auch inhaltlich aus dem Rahmen fällt und den bekannten Kreis der Präsidentenanwärter zum Gruppenbild mit Dame erweitert, wobei schon ihr Name einem königlichen Versprechen gleich kommt: Ségolène Royal ist die große Überraschung in der französischen Politik, die erste seit langem in einem System, das endlose Karrieren in festgefahrenen Bahnen begünstigt. „Le star des sondages“ hat niemand kommen gesehen. Im Handumdrehen setzte sie sich an die Spitze der Popularitätsumfragen. Dabei ist die 53-jährige Sozialistin alles andere als ein Paradiesvogel. Ihre politische Biographie weist typische Pariser Insignien mit regionaler Bodenhaftung auf. In der Kaderschmiede ENA gehörte sie zum selben Abschlussjahrgang wie Dominique de Villepin und Sozialistenchef François Hollande, wobei letzterer bis heute ihr Lebenspartner und Vater vier gemeinsamer Kinder ist. Seit 1982 im Beraterstab von Staatspräsident Mitterrand gewann die Offizierstochter bei den Parlamentswahlen 1988 den Wahlkreis Deux-Sèvres, den sie bis heute in der

Nationalversammlung vertritt. Nach einem kurzen Auftritt als Umweltministerin 1992/93 war sie während der gesamten Linksregierung unter Lionel Jospin Beigeordnete Ministerin, erst für das Schulwesen (1997–2000), dann für Familie und Jugend (2000–2002). Bei den Regionalwahlen 2004 eroberte sie mit dem mittleren Westen Poitou-Charentes die Bastion des damaligen bürgerlichen Premierministers Jean-Pierre Raffarin.

Ségolène Royal ist nicht nur die erste Präsidentin einer Region, sie ist auch die erste Politikerin, die realistische Chancen hat, Präsidentin Frankreichs zu werden. Dies ist umso bemerkenswerter, als sich Damen bis dato nie unter die nationalen Champions der französischen Politik gemischt haben. Regieren ist seit den Kapetingern Männersache, daran änderten auch die diversen Revolutionen nichts. In der aktuellen Nationalversammlung lediglich mit 12 Prozent vertreten, erreichen weibliche Karrieren ihren Zenit an der Spitze eines Ministeriums. Das kurze Zwischenspiel von Edith Cresson als Regierungschefin (1991/92) ist als wenig denkwürdige Ausnahme kaum noch in Erinnerung, und wenn, dann nur als personalpolitischer Missgriff des altersschwachen Präsidenten François Mitterrand.

Dass eine Frau nach dem höchsten Staatsamt greifen könnte, überstieg bis vor kurzem die nicht eben arme politische Phantasie der Franzosen. Doch genau dies macht Ségolène Royal auf so geschickte Weise, dass das rituelle Hauen und Stechen um die besten Startplätze beim Elysée-Wettlauf um ein Lehrstück reicher ist, das nicht nur den Charme des Neuen aufweist. Als ihr Foto in einer Woche im April die Titelseiten der vier wichtigsten Magazine schmückte – hinzu kam ein Interview in der meistgesehenen Nachrichtensendung – hatte die 52-Jährige das Prädikat „présidentiable“ in der Handtasche. Einem Ritterschlag kam das Zeugnis von Präsidentengattin Bernadette Chirac gleich: „Elle peut gagner, elle a un look, un physique.“

Doch lässt sich das Phänomen Royal nicht auf seine ansprechende äußere Erscheinung verkürzen. Dass sich die attraktive Politikerin der Macht der Medien auch auf andere Weise zu bedienen weiß, belegt sie mit ihrer Webseite www.desirsdavenir.org: Im Internet gibt sie nicht nur die eige-

nen Vorstellungen von Politik und Gesellschaft zum Besten, sondern lässt „Zukunftswünsche“ ihrer Mitbürger zu Wort kommen. Aus zehntausenden von gemailten Zuschriften entsteht so eine „interaktive Kommunikation“, die zur Plattform des politischen Programms und zur Matrix der Kampagne der Elysée-Kandidatin werden soll. „Partizipative Demokratie“ nennt das die Initiatorin selbstbewusst, und was dabei herauskommt, soll in Kürze auch in angemessen gediegener Buchform vorliegen. Auf jeden Fall hebt sich dieses jedermann offenstehende Forum deutlich von jenen Steigbügel-„Courants“ ab, über die sich seit jeher die männlichen Granden des Parti Socialiste (PS) zur Macht aufschwingen wollen, wobei sie sich in ihren vollmundigen Absichtserklärungen von niemandem hereinreden lassen.

Die elitären Kreise der sozialistischen Cäsaren zu stören, ist ein wahrhaft königlicher Tabubruch. Nachdem sich mit Laurent Fabius, Dominique Strauss-Kahn, Jack Lang, François Hollande und Bertrand Delanoë die so genannten „Elefanten“ seit Jahren die Position des Leitbullens streitig machen, hat sich plötzlich, um im Bild zu bleiben, eine Gazelle an die Spitze der Herde gesetzt. Nicht nur in den Popularitätsumfragen ist Ségolène Royal so gut wie uneinholbar vorausgesperrt, auch ihre programmatische Wendigkeit verweist die ideologischen Dickhäuter des PS auf den Friedhof ihrer präsidentiellen Ambitionen.

Ausgerechnet das Paradestück der Reformgesetzgebung der letzten Links-Regierung unter Lionel Jospin (1997–2002) griff Ségolène Royal an, als sie einen negativen Effekt der 35-Stunden-Woche auf ihrer Internetseite thematisierte. Von der Arbeitszeitverkürzung hätten vor allem höhere Angestellte profitiert. Während diese in den Genuss von mehr Freizeit gekommen seien, habe sich für die niederen Einkommen der finanzielle Druck sowie der Stress bei der Organisation von Arbeit und Familie erhöht. Noch größere Aufmerksamkeit erntete die Tabubrecherin beim Thema Jugendkriminalität. Minderjährigen Straftätern drohte sie erzieherische Maßnahmen unter militärischer Aufsicht an. Gleichzeitig warnte sie

die Eltern, die ihrer Erziehungspflicht nicht nachkämen, damit, dass ihr Kindergeld und selbst ihre Vormundschaft überprüft würden. Indem sie ihren „Coup d'éclat autoritaire“ (*Libération*) am 31. Mai in der Vorstadt Bondy, im berüchtigten Departement Seine-Saint-Denis landete, konnte kein Zweifel über den Adressaten einer „politique beaucoup plus ferme“ à la Royal bestehen: Die vagabundierende Jugend in der Banlieue soll die Armee Mores lehren, überforderte Eltern sollen per Mittelkürzung auf Trab gebracht werden.

Law-and-Order sind nicht im Geist links-humanitärer Erziehungsideale, wohl aber nach dem Geschmack jener Vorstadtbewohner, die in der Furcht leben, jede Nacht könne ihr Auto abgefackelt werden. Dass Madame mit ihrer Gardinenpredigt das sozialistische Establishment in Rage brachte, war nur ein Nebeneffekt der direkten Herausforderung von Nicolas Sarkozy auf dessen eigenem Feld. Dem starken Mann der Rechten

„Ségolène Royals programmatische Wendigkeit verweist die Dickhäuter des PS auf den Friedhof ihrer Ambitionen.“

will die linke Hoffnungsträgerin auf gleicher Augenhöhe begegnen. Der Augenblick der ersten Kampfansage hätte günstiger nicht gewählt sein können. Muss doch der Innenminister fürchten,

unter seiner harten Linie gegenüber illegalen Einwanderern könne seine Popularität leiden. Eine Welle der Solidarität mit den von der Ausweisung bedrohten Familien geht durch das Land. Dafür, dass bereits eingeschulte Kinder, deren Eltern über keine regulären Papiere verfügen, des Landes verwiesen werden, wie es sich bei der Umsetzung von Sarkozys neuen Einwanderungsgesetzen nicht vermeiden lassen wird, hat Ségolène Royal natürlich kein Verständnis. Während „les Sans-Papiers“ Sarkozy zum Spagat zwischem dem gewissenhaften Ordnungshüter und einem großzügigen Landesvater in spe zwingen, bieten sie seiner Herausforderin ein stimmiges Image: Während sie junge dunkelhäutige Straftäter streng maßregelt, öffnet sie verstörten Schulkindern ohne Pass die Arme. Kann sich eine zukünftige Mutter der Nation überzeugender präsentieren?